

Flaschenpost

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **10 (2003)**

Heft 115

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SCHÖNES GEFÄNGNIS

Blicke aufs Meer in einer kubanischen Nacht

Myriam Bertsch, 1983, aufgewachsen in Appenzell Ausserrhoden, verbrachte zwei Monate in Kuba, einen davon in Havanna. Im Herbst beginnt sie ein Politikstudium in Bern.



«Du weisst gar nicht, was Freiheit bedeutet», sagt Alain zu mir. «Du kannst ja alles machen, und wir, wir sitzen auf dieser Insel fest. Isoliert vom Rest der Welt, alles wird überwacht und kontrolliert. – Manchmal hasse ich dieses Land so sehr, dass ich es fast nicht mehr aushalte.» Alain, 30-jährig, hat Wirtschaft studiert und hält sich mit Gelegenheitsjobs über Wasser. In seiner Freizeit schreibt er Drehbücher und dreht gerade seinen zweiten Film. Er spricht leise in fast akzentfreiem Englisch, die Leute um uns herum sollen nicht mitbekommen, wie er über Kuba denkt. «Ich würde einfach gerne mal raus, reisen, die Welt sehen, aber das dürfen wir nicht. Manchmal komme ich mir richtig eingesperrt vor, fast wie im Gefängnis». Wir stehen im camello, dem beliebtesten öffentlichen Verkehrsmittel in Havanna, eingezwängt zwischen verschwitzten Körpern, Gepäckstücken und Kindern in Schuluniform. Durch die offenen Fenster dringt die verpestete Strassenluft in die Kabine, es ist beinahe unerträglich heiss. Die riesigen, auf Sattelschleppern montierten Stadtbusse, wegen ihren beiden Höckern «Kamele» genannt, sind günstig, ziemlich effizient, aber auch hoffnungslos überfüllt. Der Fahrplan wird selten eingehalten, man stellt sich einfach an die Haltestelle, fragt nach el ultimo?, dem letzten in der Schlange, und wartet geduldig. «Warten, das können die Kubaner gut. Das hat uns die Regierung beigebracht», meint Alain bitter. Kuba hat ein chronisches Transportproblem, es fehlt an effizienten öffentlichen Verkehrsmitteln: neben den camellos und ausrangierten französischen Schulbussen transportieren Fahrradtaxi, sowjetische Lastwagen, alte Chevrolets und sogar Pferdekarren das gemeine Fussvolk. Wer ein eigenes Auto besitzt, und sei es auch nur ein klappriger Lada, ist privilegiert.

FISCHER UND FLÜCHTLINGE

Wir sind auf dem Weg nach Cojimar, dem idyllischen Fischerdorf, einige Kilometer westlich von Havanna, wo Ernest Hemingway einst sein Fischerboot El Pilar vertäut hatte. Cojimar, das Hemingway als Schauplatz für seine Novelle «Der alte Mann und das Meer» wählte, hat seinen Charme auch über die Jahre nicht verloren. Ich geniesse den Spaziergang durch die schmalen, von niedrigen Fischerhäuschen gesäumten Gassen. Im Hafenbecken baden vergnügte Kinder, und noch immer schaukeln bunte Fischerboote in der kleinen Bucht. In den 90er Jahren jedoch war der beschauliche Ort Ausgangspunkt kubanischer Flüchtlingstragödien. Von hier aus stachen viele balseros in See, auf ihren selbstgebastelten Flossen, den balsas, hofften sie ins Schlaraffenland Florida zu gelangen. Auf Grund der katastrophalen Wirtschaftslage und ermutigt durch den Propagandasender der US-Regierung, Radio Marti, verliessen Tausende von Kubanern auf primitiven Booten die Insel, zwei Drittel schafften die Überfahrt nicht. Manche wurden von der kubanischen Küstenwache beschossen, viele erlitten Schiffbruch oder wurden vom Golfstrom abgetrieben und nicht wenige wurden von Haien gefressen.

Heute sind die balseros selten geworden, der Traum vom Glück in Amerika ist jedoch geblieben. Die aktuellen Nachrichten von entführten Flugzeugen und Fähren auf dem Weg nach Florida erinnern mich stark an die Ereignisse in der 90ern.

Heute leben in Miami mehr Kubaner als in Santiago, der zweitgrössten Stadt der Insel, und die kubanische Gesellschaft spaltet sich immer mehr in zwei Schichten: jene, die Zugang zu US-Dollars haben, und jene, die von der moneda nacional, dem Peso, leben müs-

sen. Der Peso wurde zur unbeliebten Zweitwährung, viele wichtige Dinge wie Seife, Fleisch, Kleider und alle importierten Waren gibt es meist nur gegen Dollars. In den bodegas, den staatlichen Lebensmittelläden, in denen man mit Lebensmittelkarten einkaufen kann, fehlt es oft am Nötigsten, die Regale bleiben leer. «Die Revolution hat drei Probleme», erklärt mir eine Zeitungsverkäuferin, «das Frühstück, das Mittag- und das Abendessen».

HELDEN UND ZWECHEHEN

Lachend drückt sie mir die Granma, die populärste Tageszeitung der Insel, in die Hand. Benannt nach dem Schiff, das einst mit Fidel Castro und seinen Gefährten die Revolution ins Land brachte, ist sie das offizielle Organ der kommunistischen Partei. Böse Zungen behaupten, dass man sie gar nicht zu lesen brauche, es stehe ja doch jeden Tag das gleiche drin. Auf der Titelseite ist meist der Commandante en jefe Fidel Castro präsent, gefolgt von Nachrichten über die erfolgreiche Einhaltung der Produktionspläne und der neuesten Arbeitskampagnen. Anschliessend gibt es ein paar Hiobsbotschaften aus der kapitalistischen Welt, Auszüge aus Kubas glorreicher Vergangenheit und natürlich die aktuellen Resultate der kubanischen Baseball-Liga.

Die Revolution und ihre Helden sind auch im Alltag ständig präsent. Ernesto Guevara, von vielen liebevoll «el Che» genannt, zeigt überall sein Gesicht. Nicht nur auf den billigen Souvenirs, auch auf Hausmauern, auf Geldscheinen, Münzen und auf den vergilbten Schwarzweissfotos in staatlichen Gebäuden lächelt er verklärt und mittlerweile etwas verkrampft. Seine Omnipräsenz wird nur noch von José Martí, dem Dichter und Nationalhelden Nummer 1, übertroffen, dessen

stolz erhobenes Haupt man praktisch an jeder Strassenecke antrifft. Hin und wieder stösst man auch auf anti-amerikanische Propaganda, die dem imperialistischen Feind Kubas furchtlose Haltung demonstrieren soll.

Verwandte in den Staaten oder der Umgang mit Touristen erleichtern einem Kubaner jedoch das Leben. «Wieso soll ich denn arbeiten? Einen Job, der mir gefällt, bekomme ich sowieso nicht, und die Bezahlung ist zudem miserabel. Ausserdem habe ich eine Tante in den Staaten, die mich unterstützt», erklärt mir Glen, ein 23-jähriger Informatiker, der im Parque Central seine Zeit tot schlägt. Glen ist einer der vielen jineteros, die man an allen touristischen Orten Kubas antrifft. Sie

AM MALECÓN

Die bevorzugte Behandlung, die mir als Ausländerin hier häufig zukommt, berührt mich seltsam. Die Kubaner scheinen oft an zweiter Stelle zu stehen: Wenn ich in einer Bank Geld abheben möchte, muss ich mich nicht anstellen. Auch wenn die kubanischen Kunden eine halbe Stunde warten, für mich wird sofort ein Schalter frei. Vor allem dunkelhäutige Kubaner in Begleitung von Touristen werden auffällig häufig von der Polizei kontrolliert und ihre Personalien werden registriert. Im Ferienort Varadero ist den Einheimischen gar das Betreten der meisten Strände untersagt.

Doch Kuba hat seinen Zauber nicht verloren. Ich spaziere durch das abendliche La Ha-

klacken der Steine ist zu hören. Im Park treffen sich die Männer auf eine Flasche Rum und eine Partie Schach, fliegende Händler verkaufen Zuckerstangen, Erdnüsse und Zigarren, eine Gruppe Kinder spielt Baseball mit Kieselsteinen.

In den warmen Nächten trifft sich Havanna am Malecón, der grosszügig angelegten Uferpromenade. Ein Grund zum Feiern wird immer gefunden, politische und wirtschaftliche Situation hin oder her. Zu den Liedern der Strassenmusikanten wird Salsa getanzt, ausgelassen bis in die frühen Morgenstunden. Die kubanische Art, das Leben zu nehmen wie es kommt und es trotz allen Widrigkeiten zu geniessen, macht mir dieses Volk so sym-



verkaufen Zigarren, vermitteln Zimmer oder Frauen, machen Stadtführungen, flirten mit Touristinnen und fallen vor allem durch ihre Hartnäckigkeit und Unverfrorenheit auf.

Glen hat sein gutes Aussehen und sein charmantes Auftreten zu seinem Kapital gemacht und ist ständig auf der Suche nach interessierten Touristinnen. Für heute Abend hat er allerdings keine Begleiterin gefunden, die vielleicht bereit ist, sich in ihn zu verlieben. Gelangweilt sitzt er auf einer Parkbank. «Willst nicht du mich heiraten?» fragt er mich ganz direkt, «du musst nur unterschreiben, weiter nichts. Dann geh ich zu meinen Verwandten nach Miami, die haben Geld und werden dich natürlich belohnen.» Ich lehne dankend ab. Die Ehe mit einer Ausländerin als Weg in die Freiheit und in ein vermeintlich besseres Leben ist hier kein ungewöhnliches Mittel, um die Insel verlassen zu können.

bana Vieja, das ursprüngliche Zentrum der Stadt. Tagsüber drängen sich hier die Pauschaltouristen, jetzt tummeln sich in den romantischen Gassen Menschen aller Hautfarben und Rassen. Abseits der Prunkstrasse Obispo sind viele Wohnhäuser vom Zerfall bedroht, der farbige Verputz bröckelt ab und vieles wirkt improvisiert. Vor den Fenstern flattert Wäsche, auf den Mauern stehen sozialistische Propagandaslogans, vor den Häusern parken klapprige amerikanische Strassenkreuzer und es gibt mal wieder keinen Strom. Das Leben findet hier auf der Strasse statt, abends werden Schaukelstuhl und Radio auf den Bürgersteig gestellt, Frauen mit Lockenwicklern im Haar diskutieren in voller Lautstärke über Eheprobleme, Fleischpreise und Hollywoodschnulzen. An wackeligen Holztischen spielen Zigarren rauchende Männer Domino, mit feierlichem Ernst, nur das

pathisch. Herzlich, humorvoll, offen und lebenslustig sind sie, und viele lieben ihr Land mit der gleichen Intensität, mit der sie es hasen.

Die Sehnsucht nach einem anderen Leben bleibt. Es ist spät geworden, ich sitze mit Alain auf der rissigen Mauer des Malecóns, hinter uns hängt ein Plakat, auf dem steht, dass die tapferen kubanischen Soldaten «überhaupt gar keine Angst» vor amerikanischen Imperialisten haben. Alain jedoch blickt aufs Meer und deutet auf den dunklen Horizont: «Schau, dort drüben liegt Florida, es ist so nah, fast könnte man seine Lichter sehen. Es ist schon seltsam, dass sich zwei Länder gleichzeitig so nah und so fremd sein können.»

Bilder: Strassenszenen in Havanna. Fotos: Myriam Bertsch.